



Das alte Gesicht des Oderbruchs

Wie es vor bald 200 Jahren ein neumärkischer Geistlicher kannte, sah und beurteilte

Ein Geistlicher, dessen Wiege in der Neumark gelandet und der später in Sargard in Mecklenburg lange Jahre amtierte, hat die nachstehend wiedergegebene interessante Schilderung des Oderbruchs, die er im Jahre 1765 — also vor 170 Jahren — nieder geschrieben, hinterlassen:

„Das Oderbruch, das ich ungewöhnlich durchgehe, sowohl eheben zu Wasser, als auch, nachdem es urbar gemacht, zu Lande, ist eine niedere Strecke Landes zwischen dem geteilten Oderströmen, 6 bis 7 Meilen lang und 1 bis 2 Meilen breit, zwischen Küstrin und Wriezen, ja bis Freienwalde. Der stärkste Strom der Oder geht umweit Wriezen vorbei und wendet sich da nordwärts gegen die Neumark, wo er sich mit Freiwaldau mit dem andern, auch ziemlich starken Strom der Oder, der an die Neumark spült und ziemlich hohe Berge und Ufer an seiner nördlichen und nordöstlichen Seite hat, wieder vereinigt. Was zwischen diesen beiden großen Strömen liegt, und weiter gegen Süden zu, von dem Hauptstrom ab zu rechnen, bis Wriezen, Cunitz, Budow hin, wo gar kein höher Ufer ist, war mit vielen kleinen Strömen durchschnitten, als Arnen der Oder, hieß das Bruch und war lauter Wiesenoasen mit 8 Dörfern versehen, Neeg, Neeg, Weibin, Trebbin, Groß-Neubarn, Kleinbarn, Buthow und Altwiezen. Neudorf war bei diesen Dörfern gar nicht, sondern nur Wiefenwäld, Viehweide und Fischerei. Letztere ging das ganze Jahr hindurch. Die Viehweide dauerte bis Martini, ja des öfteren bis Weihnacht, weil das Gras niemals vom Vieh zu verzehren war, in dem Stoppel und Getreide und mancher Fischerrecht kaufte um Johannis — denn alsdann war das Wasser meistens erst verlaufen — 10 bis 20 Ochsen und trieb sie gegen Weihnacht fast nach Berlin. Die Dörfer lagen auf einem Baufen mit ihren Häusern und hatten meistens gewaltige Wälle von Aushünger Häuserwände um sich her, die ihnen Schutz wider Wind, Wetter und Wasserfluten im Winter und Frühling und zu Ackerstätten im Sommer dienten. Den übrigen Zünger war es auf die Ufer ins Wasser und ließen ihn mit der Oder wegtreiben. Von einzeln liegenden Häusern ist mir nichts bekannt. Im Frühling und besonders im Mai übersiege die Oder die ganze Gegend zu 10, 12 bis 14 Fuß hoch zu überflutet, so daß das ganze Land Wasser die Dörfer durchströmte und niemand anders als mit Stäben zu dem andern kommen konnte.

Dies Oderbruch ist nun urbar gemacht, denn

1. ist dem Hauptstrom der Oder ein schneller Fall verschafft, indem er von Gießen eine halbe Meile durch einen Kanal durch Niederstater unterhalb des Oderbruchs lassen ist, wo er sehr schnell durchströmt,

ohne die dritthalb Meilen bei Freienwalde, Niederfinow und Oderberg vorbei zu fließen.

2. Die gedachten beiden Oderarme sind mit hohen Deichen eingezwängt, die sie hoch einmal durchbrochen und überließen, alle Winter aber viel Unterwasser gegeben haben, welches in der Altmärkischen Wäse „Mühlgraben“ heißt. Doch wird alles sorgfältig riert und der Stamm des Deiches jährlich erhöht.

3. Bei Fehrdorf und Giesen sind gewaltige Brücken angelegt, wiewohl die erste hoch vom Eisgange vor einigen Jahren zerbrochen war. Bei Altwiezen und dem Hauptzuge, Freienwalde gegenüber, ist die Fährde gebissen, dagegen wird zwischen beiden letzteren Orten ein schnurgerader Seindamm gestiftet, hart bei Freienwalde aber ist eine Brücke.

4. Den alten Bruchdörfern ist ihr nötiger Platz zum Ackerbau, Viehweide und Gewerbung zugewiesen worden, der übrige Platz aber ihnen genommen und neue Dörfer, deren wohl 20 sein müßten, sehr regulär angebaut, die meistens so hoch man mit Äckern die Einwohner wehren angelegt und mit Fabriken, sonderlich Strumpfs- und Seidenweberei versehen sind. Aber so angenehm auch diese Gegend geworden, denn es ist die ebenliche Fläche, die Wege mit Weiden besetzt, wie auch die Deiche, und zwar mit mehreren Reizen, nicht nur auf dem Stamm, sondern auch auf der Wöschung zu beiden Seiten, damit sie von den verknagten Wurzeln mehr Festigkeit bekommen. — So haben teils die neuen Dörfer schon mehr als einmal bei durchgezeiten Deichen und erfolgten Ueberflutungen viel ausgestanden, so daß man mit Äckern die Einwohner wehren, oder ihnen doch, da sie auf die Wäden der Häuser gestützt, zu Hälfte hat kommen müssen. Denn die Oder ist nicht so reichend, als die Elbe, daher denn auch ihre Ueberflutungen nicht so heftig sind, wie also dann Schden tun, wenn Stürme damit verbunden sind.

Der eingebeigte Acker dürfte wohl mit der Zeit der Wäse in der Altmark ähnlich werden, doch wohl ist er es nicht. Er besteht aus lauter strengem Erdschloß, von lauter einzelnen Ueberflutungen der Oder und verschämmen Gras lageweise entstanden. Die Gogen sind schwarz, braun, gelb und rötlich von Farbe, einige dicker, andere dünner. Bis jetzt treibt der Acker das Getreide noch zu hart ins Stroh und setzt noch keine rechte völlige Körner in die Ähren. Doch besteht schon von Jahr zu Jahr. In den ersten Jahren gab der Weizen fast gar kein Mehl, sondern Laus der Kleie; und die Gerste taugte gar nicht zu Malz, weil es lauter Lagerforn gewesen war. An Weiz sehte es den neuen Dörfern gar sehr, sonderlich zu den Bauern; das müßte sich ändern und liegen werden haben. Die Wege auf den Deichen sind jahraus und jahrein grundlos. Man besplangt

nummehr nicht nur die Deiche, sondern auch alle Wege in der Ebene mit Weiden, um d. Mangel des Holzes, sowohl zur Bedammung der Gärten, als auch zur Feuerung zu ersetzen.“

Soweit der Bericht des Pfarrers, der nicht nur ein guter Kenner des Oderbruchs, sondern auch ein objektiver Beurteiler der damaligen Verhältnisse auf dem Neumark gewesen zu sein scheint. Zu wünschen wäre nun, er sei sowohl wie alle seine Zeitgenossen in das Bruch mit urbar machen fallen: oben es in den ersten Jahren seiner Neugestaltung unter großen Mühen und Sorgen erhalten. Kannen das großartige Kolonisationswerk Friedrichs des Großen heute einmal fest und durchwandert! Sie würden in dem blühenden Land mit seinen schmutigen Dörfern, grünen, blühenden und gute Frucht tragenden Feldern, Wäsen und Weiden das einstige Bruch nicht wiedererkennen, mit hundert Bewunderung würden sie auch das reidliche Wunderwerk, das grandiose Schiffsbauwerk der Niederfinow, betrachten, das nationalsozialistische Taltraft vollendet; und schließlich würden sie auch staunen über die heute so frohgemut in Bruch wohnenden und wehenden Menschen, denen im Dritten Reich unter der fürsorglichen Hand Adolf Hitlers und seiner getreuen Helfer ihre Scholle neu geschenkt worden ist — auf der eine neue Generation mit neuen deutschen Idealen heranwächst!

W. F. Zimmermann-Marieliche.

Vom Münzwesen der Mark Brandenburg

Alle Prägestätten auch in Söldin und Königsberg

Wie auf allen geistlichen Gebieten hat die Mark Brandenburg auch eine reiche, gangenheit, hinsichtlich ihrer volkswirtschaftlichen Verhältnisse aufzuweisen. Die Zahl der Prägeberechtigten wie die der im Umlauf gewesenen Münzorten war im Laufe der Jahrhunderte sehr unterschiedlich und gewaltig groß. Mitunter hatte ein wahrer Werraort Prägegerechtigkeit, zumal dann, wenn sich herausstellte, ganz, daß die eine oder die andere Geldsorte minderwertig war und ihrem Renntwert auch nicht im entferntesten entsprach. Dann konnte es leicht vorkommen, daß man trotz eines vollen Beutels auch nicht die kleinste Menge Brautes kaufen konnte, weil Krämer oder Handwerker die Annahme des „Sundes“ verweigerten.

Interessant ist es, zu wissen, wie früher alles das Prägegerät bestanden hat. In erster Linie natürlich die Landesherren, die in der Regel recht großen Geldbedarf hatten und daher ihre Münzmeister, um dem Reichthum oft über Gebühr in Anspruch nehmen. Markgraf Friedrich Augusten haben unter anderem bestanden in Stendal, Brandenburg, Salzwedel, Berlin, Rügen, Prenzlau

Kau, Sandau, Guben, Kyritz, Königsberg, R. M., Soldin, Werleberg und Frankfurt a. O.

Von den meißelischen Städten haben — entgegen vielfach anders lautenden Behauptungen — die meisten ein Pragerrecht nicht besessen. Städtische Mägen sind nur nachgewiesen in Calowedel, Guben, Beesow, Berlin, Frankfurt, Küstrin, Eichenau und Ehrenberg.

Aber auch geistliche Herren haben kein Ansehen in Meißel. Sie sind mit einem so weissen Ding, das doch das Geld-machen nur einmal ist, zu besetzen. Nachweislich haben sie eigene Pragerstätten gehabt in Calowedel, Havelberg, Debus und Wran-denburg.

Und schließlich waren aus noch viele in Meißel die wichtigsten zum eigenen Münzschlag berechtigt: so z. B. die von Blotho, Friesel, Lindow, Müppin, Schülen-burg, Kneßel, Almsleben, Buttlitz, Kott-bus und Dahme mit ihren Pragerstätten in Kyritz, Friesel, Mü-Müppin, Beesow, Kott-bus und Dahme.

Die handwerkliche Münzführung stellt also wohl eine feine und leichte For-schungsgebiet dar, und über manchen alten Münzenfund aus der sogenannten Denar- und Brakteatenzeit (1150—1415 etwa) und vielfach aus noch späteren Jahrhunderten sollen sich die Gelehrten heutigen Tags noch nicht eilig fein.

In diesen kleinen münzgeschichtlichen Streifen paßt übrigens sehr gut der Straf-lunderr Fennigkrieg, eine merk-würdige Münzgeschichte, die sich 1407 ausgetragen hat. Ein altes Schlichtgut auf das zuvor Geschriebene zu werfen scheint mir. Damals hat Straßfund nämlich kleine Kupfermünzen schlagen lassen, die um ein Drittel geringer waren, als die eingezogenen alten Münzen gleicher Sorte. Darüber war besonders die Geistlichkeit, die die solcher Kupfermünzen verpackung, sehr verärgert. Als ein Be-schwerer des Oberpfarrers, des „tolleu Con-rat von Bonow“, beim Male der Stadt nicht fruchtete, ließ er aus den schlechten Fennigen einen Keßel schmieden. Dann zog er aus der Stadt, verband sich mit dem von ihm auf-gekauften Ubel, legte sich „mit 300 We-derpferren“ vor die Stadt und misshandelte die Bürger, die er erwischen wollte. Als ein Vor-mort darauf sperrten die Bürger die in der Stadt noch anwesenden Barren und Kaplane in eine Scheune und drohten, diese in Brand zu stecken. Nur mit Mühe konnte dieses Schredensgericht verhindert werden, aber drei Wederpferren wurden noch auf dem Heuen Markt — mußte — aufgeführt. Die Be-schweren des Oberpfarrers biegen. Bonow er-ging nach Rom und bewirkte, daß Straß-fund in den Bann kam, in dem es sieben Jahre bleiben mußte. Zur Lösung mußte es am Schwermer Dorn eine Büßertafel bauen.

Ab. Tr. 3.

Marienthale

Aus der Geschichte eines neumärkischen Klosters

Wer weiß heute noch etwas von einem Kloster Marienthale in der Neumark? Rängst sind auch die letzten Spuren jener einst so mächtigen und reichen Cisterzienser-Abtei-lung mitten im Lande zwischen Woldenberg und Arnswalde verwest, und nur in der Geschichte die Erinnerung an jene bedeutende Kulturarbeit des Klosters ist älteres Leben. Sie etwas aufzuleben und eine Jahrhunderte alte Zeit noch einmal zur Gegenwart sprechen zu lassen, soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein.

Man schrieb den 17. September 1286 — den Landesfesttag. Da ritten schon am frühen Morgen von ihrem Jagdschloß Zantow kommend, die Markgrafen Konrad und Otto aus dem Geschieß der Anstatter durch die schon herrlich gefeierte Zantower Heide auf Friedeberg zu, um dort einen Landtag abzuhalten. Konrad — er führt in der Ge-schichte den Beinamen „Der Stadelbauer“ und gilt u. a. auch als der Gründer von Frankfurt, Zandberg, Friedeberg und Rie-derberg — hatte Wichtiges vor: die Grün-dung eines Mönchsloklers als Bollwerk des Deuthums und Pflegschaft der christlichen Kultur im Osten — im futurlosen, heidnischen Wendelande.

Friedeberg war bald erreicht. Dem kleinen Orte, damals noch in den Anfängen seiner geschichtlichen Entwicklung, war nachdem er in den besten Grenzgebieten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts als unbedeu-tende Niederung um ein polnisches Jagd-schloß vollständig vom Erbboden verschun-den gewesen — erst das Konrad dem Anstatter kleine Wende-gebieten, und die Markgräfin Burg — die Bogen — so farten sich die bescheidenen Haulungen der deutschen Anstatter. Aber das junge Gemeinwesen hatte innerhalb der schützenden Heidehimmeln in kurzer Zeit schon so frühen Aufstieg genom-men, daß ihm bereits Stadtrechte mit Wappen und Marken gegeben worden waren. Und das Markgräfin der Stadt und der Stadt ihrer Bürger war damals schon der hohe, steile Turm der St. Marienkirche, in die sich an jenem 17. September die Markgrafen bald nach ihrem Einzug in die Stadt be-gaben, um dem Segen Gottes zu erbitten für die so lebhafte Kultur, die für den auf den Nachmittag anberaumten Landtag.

Zu diesem gab es denn auch vieles zu ordnen und einzurichten. Aber die Anord-nungen und Maßnahmen der Markgrafen waren weise und vorausschauend, betrafen ausschließlich die Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner und fanden daher den un-geliebten Beifall. Als aber die Hauptarbeit beendigt war, und die sich konnte, noch einen Mann, der auf seinen Ruf ein aus dem Kloster Colbat in Pommern herbeigeführt war, und überdies diesem eine bergam-tene Urkunde, in der verbrieft und gefestigt zu lesen war,

daß der Markgraf dem Kloster Colbat ein weites Gebiet zwischen Woldenberg und Arnswalde zwecks Errichtung eines Zister-sienloklers schenkte.

Es handelte sich um 300 Morgen Ackerland, 200 wüste Morgen als Weideland, Seen und Flüsse zur Fischelei, und Wälder und Sumpfe zur Urbarmachung.

Dankbar hatte das Kloster das reiche Landgeschenk angenommen und sich sehrbe-schäftigt auch zum Bau eines Ordenshauses im Dienste deutscher Kolonisation verpflichtet. Ein oder zwei Jahre später wurde mit der Errichtung der vorerst notwendigen Gebäude begonnen, und 1291, Mai 1291, hielt der vom Mutterloster entsandte volle Mönchs-konvent in die neue klosterliche Arbeitsstätte Marienthale seinen feierlichen Einzug.

Ohne Zögern und mit vorbildlichem Fleiß gehen die Mönche an die Arbeit. Ein Ge-bäude nach dem andern wird aufgeführt, um Raum zu schaffen für Menschen und Vieh und die kleinen, die Widmung ringsum wanderte sich allmählich in fruchtbare Kultur-boden. Wo einst Sumpf und Urwald waren, breiten sich Saatfelder und grüne Weiden, die Seen und Flüsse werden walgerecht ge-nutzt, Wege werden gebaut, Mäher und Schneidehämmer wachsen aus der Erde, ein Klosterhof nach dem andern entsteht in der Nähe ringsum. Und hier ist die Arbeit, die schaffen die frommen Brüder mit ihrer eigenen Hände Arbeit. Segensreich wirkt sich dieses unermüdbare Werken aber nicht nur für das Kloster aus, sondern für das ganze Land — für die Kultur im allgemeinen und für die einzelnen Bewohner in den Städten und Dörfern im besondern. So ist es diesen

Klosterinsassen z. B. zu danken, daß die Arbeit ein Weideweg wurde, würdig auch des freien Mannes; daß vor allem auch die Sandarbeit und damit der Bauer nicht mehr gering geschätzt wurden.

Aber die mannigfachen Misse der Zeit haben auch immer wieder ganz vernehmlich an die Pforten des Klosters Marienthale geklopft, denn gerade es war wegen seiner offenen Lage an der Grenze von Pommern, Polen und der Neumark in den häufigen Grenzstreifen fast immer im Brennpunkt der Kämpfe. Democh konnte während der ersten vier Jahrhunderte des Bestehens seine glück-liche Kulturarbeit ungestört durch die feinen Überfälle nicht gehindert werden. Erst das Jahr 1286 wurde ihm — wie auch dem ganzen Landstrich — zum Verhängnis. Pol-nische und litauische Horden fielen in das Land des Markgrafen Ludwig von Bayern (die Markgrafen waren ausgeschieden und wütheten mit Mord und Brand wie die wilden Tiere. Bis zur Ober wurden die offenen Dörfer dem Erbboden gleichgemacht, und nur die mauerbewehrten Städte entgingen mit knapper Not einem gleichen Schicksal. Noch nach Jahren waren die Verwüstungen auf Schritt und Tritt zu sehen, und allein die Ruinen des Klosters fanden noch einen 30 Dörfer wüth in der Heide. Auch Marienthale war völlig ausgeraubt und nie-dergebrannt worden, und nur die umfassende Güte des Markgrafen konnte die veragten Wunden zum weiten Ausheilen und Wiederaufbau bestimmen. Kaum aber hatte sich die Lage des Klosters wieder etwas gehoben, als im 1347 — von räuberischen Horden in Brand gesteckt — abermals in Flammen auf-ging. ... Und zum dritten Male wurde es aufgebaut. Die Arbeit trug wieder Frucht, und in einem Zeitraum von über 80 Jahren, die ohne nennenswerte Unterbrechungen im Land gingen, setzte sich allmählich ein blühendes Leben in dem Kloster an, und die Stumme der Ruinen von Dörfern heran und überflutete das Land mit moribunden und sengenden Horden, die der religiöse Fanatismus von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt legte. Im Jahre 1433 glück auch die Neumark einem einzigen weiten Aus-merkel, denn das Kloster Marienthale, das Burg Jantow fiel auch Friedeberg, aus dem die Ordensritter, denen damals die Neumark verpfändet war, beige geflohen waren, den Wäldern in die Hände. Kaum ein Stein blieb in der Stadt auf dem andern. Und nachdem auch Königsberg durch schändlichen Verrat in die Gewalt der Mördereintraten geraten war, konnte sich deren Verheerung ungehemmt auf das platte Land aus-dehnen, wo mit den Dörfern auch dem Kloster Marienthale der Garaus gemacht wurde. Selbst vor Zandberg hatten die Wäldern lange Zeit gelegen, doch waren sie nicht imlande, die feinen Bauern erfolgreich zu verheeren. Und so verheerend wie die Einmörder geflohen waren und die Stadt preisgegeben hatten, gelang es auch Königsberg, sich unter der Führung des tapferen Ordensritters Heinrich Reuß von Plauen zu behaupten und die Feinde erfolg-reich abzuwehren. Vor nicht endlich konnte die Mitter der Quaken gehoben und ihnen der gehörende Lohn ausgezahlt werden. ...

Nur langsam vermochte sich die Neumark von der ihr zugefügten unermesslichen Schädigung zu erholen. Und allmählich erlachte über das Land das Leben wieder, auch in dem schwer heimgefallenen Kloster Marienthale. Noch einmal reifte es einer glücklichen Zeit entgegen; noch einmal wurde es reich und mächtig, spendete es den Segen seiner Arbeit weithin, denn mittlerweile hatten die Hohen-zollern die Regierungsgelgel ergriffen. Mit Mäher und Karren und Wagen wurde die Arbeit im Innern und die Feinde vor den Grenzen nieder, einzig und allein bedacht auf die Wohlfahrt ihres Landes und ihrer Unter-tanen. Marienthale wuchs mit bis zur Woll-reife und bergig dann allmählich, nachdem es reichlich Frucht getragen hatte in und für die Neumark.

Mittelalterliche Wunderarz- kunde in der Mark

Landesherz und Schatzkammer
als Heilpraktiker

Im Mittelalter war mit der Heil-
kunde in unserer Mark ein Geheim-
nis, das außer Acht gestellt, be-
stand sie sich doch meistens in den Händen göst-
licher Leute. Allerdings gab es auch
damals schon wissenschaftlich gebildete und
tüchtige Wunderärzte, doch konnten diese der
großen Menge nicht in entferntesten
Städten. Den Wunden war das Äußerste
unterworfen, weil sie einmal zu viel Zeit damit
verbrauchen, zum anderen, weil man sie
eigentlich große Verwundung durch den Ver-
kehr mit den Kranken und wegen der
Wunden befürchtete. In den kleinen Städten
und auf dem platten Lande blieb daher
die Ausübung der Heilkunst nur Schat-
kammer und zweifelhafte Elemente über-
lassen, die unter der Flagge eines „Wun-
derarztes“ im Lande umherzogen, als Heilprakti-
ker galten, galten freilich die Barbare.

Während ein Teil der Heilpraktiker alle
Wunden und Geisteskräfte ohne Ausnahme
durch Breiumschläge und die dadurch ge-
förđerte Eiterabsaugung kurierte, suchten an-
dere die Heilung durch Bäderungen mit
Wein herbeizuföhren; noch andere wandten
zur Heilung der Leber die verschiedensten
Pflaster und Salben an oder verordneten
gegen alle möglichen Krankheiten als Me-
dicamente seltsame Kollidien, Bissen und
Wunden und tieferen Heilungen. Und
schließlich trieb noch eine weitere Sorte
von „Ärztchen“ ihr Unwesen, die sich eigent-
lich und allein auf geheimnisvolle Zauber-
mittel oder auf das „Besprechen“ verließen:
diese untreue feilbequeme Art war namentlich
bei alten Frauen in großer Achtung.

Eine besondere Rolle spielten feinerzeit
in den kleinen Städten die fahrenden Zie-
ger, die überall gerne gesehen wurden.
Diese marktschreierischen Schatzkammer hatten
ihre großen Zulauf und eifervorhandlich die
eigentlich seltsamen Heilungen. Ihre
Anwesenheit befand sich in offener Mark-
aufschlagung, mit Teppichen behängtes
Holzgerüst. Auf einem großen Tisch waren
die Salben, Pflaster, Tränke, Umschläge, u.
s. w. ausgebreitet, Ringe, Schmuckstücke und
andere Schmuckstücke zur Schau gestellt, auf
einem anderen Tisch lagen die chirurgischen
Instrumente — Sägen, Meißel, Messer, Speri-
ren, Rangen usw. — ausgebreitet. Opera-
tionsstühle der verschiedensten Art standen
entweder bereit, die Patienten zu empfangen,
Grat und geistlich umhergehend und mit
langem Zitat bescheidet, wartete der
„Arzt“ auf seine Opfer. Ein Spagmacher,
der auch Wundentzündungen leitete, geleitete
mit zum händigen Inventar. Dieser leitete
nicht nur durch alle Arten der Heilung, son-
dern auch die Heilung der Wunden, die un-
möglichsten Mittel und Fragen die Aufmerksamkeit
eines verehrten Publikums auf seinen
Herrn und Meister, sondern ließ auch vor-
treffliche Anweisungen in Bezug auf besten
Kunst vom Stapel. Ein solches „Arztchen“
war selten verehrlich. Das Publikum, welches
auch nicht immer etwas zu scheuen, so
kletterte doch jemand auf das Gerüst, um
sich einen Zohn ziehen zu lassen. Der
„Glow“ brachte ihn dann unter vielen
Schreien und Schreien in die „Operationen“
stellung“ auf den Stuhl, aber in einem
Minuten, stellte sich dann selbstwärts
und machte dort Bissen über Bissen, an denen
sich das Publikum ebenso ergabte wie an den
Geheimnissen des Bienen.

Es wäre nicht zu glauben, daß nur
„Meine Ziege“ diese der solchen fahrenden
Wunderdoktoren gesucht hätten. Nein, in
kleinen Städten gehörten auch die Wun-
derdoktoren zu ihren Kunden und selbst
Damen fanden vor ein paar hundert Jah-
ren nicht Unschickliches daran, auf offe-
nem Markte und vor den Augen vieler Zu-
hörer kleinen chirurgischen Operationen zu
unterwerfen.

— Andere Zeiten, andere Sitten!

Märkische Mühlenfagen

Im eine ganze Reihe märkischer Mühlen
ranft sich die Sage und weiß von ihrer
Entstehung gar seltsame Dinge zu berichten.
Die erste Mühlenfage der Mark war die
Hiesel Rot list, besagte sie, etwas besseres zu
erfinden, was ihm aber nie gelang. Da
kam der Teufel zu ihm und bot ihm an, ihn
sich zu machen, wenn er seine Seele hingabe.
Der Mann weigerte sich, auch ein zweites
Mal noch, beim dritten Mal nahm ihn der
Teufel bei der Hand, führte ihn auf den
Berg bei Gliende und warf drei Haufen
Sedern in die Luft. Da gab es einen furch-
baren Sturm, die Havel trat über ihre
Ufer und es lag alles überflutet, noch
da ein Bach vom Gliende in die Havel.
Daran erbaute der Teufel eine Mühlen-
mühle und 150 Jahre lang blieb sie die
einzige in der ganzen Gegend. Der Mühlen-
mühle reich. Bis die Welt kam, die ihm
ihn und seine neun Söhne hinweg. Da er
seine Welt nicht mehr, auch nicht lange, auf
ein neuer Mühlen, der vertrieß sie. Unmöglich
aber kam sie und schiedte den neuen Mühlen
und auch später spulte sie noch um die
Mühle her, bis diese zerfallen war.

Auch einen zauberkräftigen Mühlenmüller
hat es einmal gegeben, der spielte den Mühlenmüller,
deren Männer über Land waren, gern allerlei
Streiche. So sehr er ein in der Mühle
in Götting und bat um Speis und
Trank. Die Mühlenmüller aber war gerade beim
Mähen und schenkte ihn fort. Hat er
dann noch, auch nicht lange, auf einen
neuer Mühlen, der vertrieß sie. Unmöglich
aber hat es ein furchtbares Geopelster gekommen
und plötzlich stand die Mühle still, der große
Mühlenmüller aber drehte sich mit furchtbarem
Gefrage oben auf dem Dache. Da erkannte
die Mühlenmüller, daß der Fremde die Mühle
zu zerstören und eitle und egoistische, auch
im Wegebringen, soviel er nur wollte. Ab-
gleich ist auch der Stein wieder zerfallen
gekommen.

Eine ganz verlegte Mühle war die an der
Barn, unsere Treuenmühle. Die hatte viele
Kunde, denn sie war sehr schön. Nur
immer um Mitternacht mußte ein Mähen
frei sein. Da ist der Teufel gekommen und
hat mit furchtbarem Geopelster sein Teufel-
futter gemahlen und die Mühle war in der
ganzen Gegend verrufen. Aber da sie so
schön war, arbeitete, haben die Leute ihre
Getreide immer wieder dahin gebracht.

In der Mark gibt es gar eine Mühle,
die das Wetter prophezeien kann, auch, nach-
dem sie schon längst zerfallen ist. Die fand
man in der Mark, und wurde von den Wunden
im 30jährigen Kriege zerstört. Der Mühlen-
müller und seine ganze Familie wurden ge-
tötet, unter den Trümmern der Mühle aber fanden
die Bauern viele Säde mit gutem Korn,
das ihnen sehr willkommen war, da sie durch
die Schanden, ganz ausgeliefert, waren.
So lobten sie den toten Mühlenmüller. Der
aber wollte sich erkenntlich zeigen und darum
prophezeit er den Bauern in Mankow in
der Dierstadt das Wetter für den kommen-
den Sommer. Da kommt er denn an die
Stelle, wo seine Mühle einst gestanden, und
dann beginnt es zu klappen und zu rauschen,
ganz wie in alten Zeiten. Je schneller es
nun flappert, um so besser wird die Ernte,
geht die Weilmühle aber nur schmer und
dann wird es still, so man sich die Weilmühle
das nächste Jahr, dann sieht es böse aus
um die Ernte. Alle Bauern von Mankow
aber haben sich seit alten Zeiten nach dem
Weilmüller gerichtet.

Die Mühlenmühle bei Birkenwerder hieß
man früher Kollidienmühle und schon daraus
kann man ersehen, daß es dort früher nicht
ganz geheimer gewesen sein muß. Da erscheint
eine fahrende Geopelster Frau auf einer Brücke
und blüht händelnd um die Mühle hin-

über. Das ist eine frühere Mühlenmühle,
die wurde wahrscheinlich, als ihre kleine Tochter
stark und sie führte sich in den Mühlen-
mühle. In der Nacht aber, in der sie das
gehorchte, erhielt sie als ein rufendes,
wunderbares Geis. Auch ein totpfeiler
Meister wurde manchmal bei der Mühle ge-
sehen, aber niemand mußte, was er da
wollte. Vielleicht hatte er einmal nach dem
großen Schatz suchen wollen, den man in der
Schwermühle in einer riesigen Gliende tief
in der Mühle vergrub. Nun aber hat man
ihn schon lange nicht mehr gesehen. Das
Wasser aus dieser Mühle war immer beson-
ders klar und frisch und darum kamen die
Menschen oft weither, um es sich zu holen.

Noch manch andere Mühle in der Mark
ist von Sagen und Ueberlieferungen um-
spinnen und manch gespenstlicher Mühlen
geistert um seine frühere Mühle zur Mitter-
nachtsstunde umher.

Das Marktholz

Von A. O. Nath

Vor langer, langer Zeit hauste in der
Umgebung von Schwerin ein Bauer. Immer
wieder verlegte er die Bewohner in Angst
und Schrecken und hielt sie durch seine immer
größer werdenden Untaten Jahr hindurch
in Aufregung. Man hatte ihn schon einmal
festgenommen, aber durch eine List war er
wieder entflohen.

Nach er hatte man ihn endlich gefast.
Er wurde jedoch nicht auf Rad geföhrt,
wie man erwartet hatte, sondern nur aufge-
hängt. Die Mischliste befand sich damals
oben auf dem bewussten Galgenberg, der
heute meist „Sollmüßberg“ genannt
wird. Infolge des starken Windes, der an
dem Tage gerade wehte, brach aber der Gal-
gen, der im Laufe der Zeit durch die Witter-
ungseinflüsse morsch und faul geworden
war, kurz vor dem Hinsteigen des Bauern
zusammen. Da nun der Aufhänger eines
neuen Galgens zu lange gedauert hätte und
der Wäuber so schnell wie nur irgend möglich
ins Jenseits befördert werden sollte, wurde
er einfach an einer trockenen Kiefer auf-
gehängt, die nicht weit vom Galgen war.
Sicherlich hatte der Wäuber, der sein Leben,
der sonst zur Abschreckung immer hängen
blieb, bald verschwinden. Wahrscheinlich
hatte ihn ein früherer Kumpen des Wäubers
heimlich vom Baum abgenommen und irgend-
wo in der Erde vergraben.

Nach lang darau machte sich ein alter
Mann aus Schwerin auf, um trockenes Holz
vom Galgenberg zu holen. Da er nichts
Rechtes gefunden hatte, freute er sich, als er
endlich in der Nähe des Galgens die trockene
Kiefer entdeckte. Er wollte sie holen, da er
sie um nachher sie mit nach Hause. Hier
zerstörte und zerbrach er das Holz und legte
es fleingehalten sorgfältig unter den Kamin.
Der Alte war von der Arbeit sehr müde
und ging bald schlafen. In der Nacht kam
nach 12 Uhr wurde er aber von einem lauten
Rumpeln geweckt, das anscheinend vom Kamin
ausging. Als er Licht anmachte, war alles
still. Kaum hatte er es aber wieder ausge-
löscht, als das Rumpeln wieder von neuem
begann und gar noch härter wurde als zu-
vor. Und wieder machte er Licht an. Diesmal
fonnte er jedoch noch sehen, daß sich das Holz
unter dem Kamin bewegte. Nun ließ der
Mann, dem es doch etwas unheimlich zu
Mut war, die Nacht hindurch Licht brennen,
und siehe da, das Rumpeln wiederholte sich
nicht mehr. Trotzdem machte der Alte das
Holz, mit dem es nicht ganz richtig zugeht,
nicht mehr länger im Hause behalten. Er
lud es daher am anderen Morgen auf einen
Zweigen und fuhr es wieder zum Galgen-
berg zurück, wo er es in die Teufelskiste
warf.

Seitdem hat es auch in dem Kamin nicht
mehr gepulst. Erst später erfuhr der Mann,
daß gerade an diesem Baume der Wäuber
aufgehängt worden war.

